

Jürgen Flimm plaudert über Salzburgs Zukunft

Erinnerungen an Theater und an Künstler vor dem letzten Sommer als Intendant der Salzburger Festspiele

HEDWIG KAINBERGER

SALZBURG (SN). Das Interessanteste zu Salzburg kommt zum Schluss. Ob das für die Festspielintendanz Jürgen Flimms zutrifft, wird erst nach dem Sommer evident sein. Vorerst gilt dieser Satz für das jüngste Buch Flimms. An dessen Schluss hat der künftige Berliner Opernintendant einen Text gesetzt, in dem er seine Erwartungen für Salzburg irgendwann um das Jahr 2030 schildert.

Wilhelm Furtwängler und Arturo Toscanini sind in diesem visionären Stadtporträt nicht einmal mehr für Stiegen- und Gartennamen relevant. Die Grünfläche beim Festspielhaus heißt „Siemens-Park“, auf den Mönchsberg führt die „Siemens-Stiege“. Aus dem „Haus für Mozart“ ist geworden, worüber die hiesigen Politiker während Flimms Salzburger Intendanz offenbar heftiger verhandelt haben als über jedes Festspielproblem: das Spaßbad. Die Felsenreitschule war nach Brutalbehandlung so mürbe geworden, „dass sich der Fels auflöste und der poröse Stein in kleinem Geröll auf die Bühne fiel“. Wo einst Flimm inszenierte, steht im Jahr 2030 „ein himmelhohes Hotel“.

Das Festspielhaus ist aufgestockt, von gut 2000 auf 8000 Plätze. Abgespult werden Opernaufzeichnungen in so perfekter Siemens-Projektionstechnik, dass man glaubt, auf der Bühne stünde die wirkliche Anna Netrebko. Das Publikum kommt busweise und isst Popcorn.

Aus der alten Zeit sind zwei Leute im Festspielbetrieb geblieben, ein hoffnungslos verkommener Regieassistent als letzter Zeuge dessen, was bald Livekunst heißen dürfte, sowie ein Festspielpräsident namens Luggi, der mit einer „örtlichen Dombaumeisterfamilie“ verwandt ist, „die ihm das Präsidentenamt zuschusterte“, und der vor allem einer Institution die Stange hält: der Firma Siemens. Alle anderen haben dieses Festspielerschiff verlassen.

Interessant ist, was der noch amtierende Festspielintendant als extrapolierenswürdige Kräfte Salzburgs erachtet. Eine ist da nicht dabei: die Begeisterung für frisch und originär erarbeitete Kunst. Als

maßgeblich erscheinen ihm ein(e) in der Salzburger Gesellschaft verklügelte(r), opportunistische(r) Präsident(in), der unbedingte Vorrang für Geschäfte mit Touristen sowie der Verzicht auf Eigenwillen zugunsten der Interessen von Sponsoren.

Sein Essay über Salzburg – Jürgen Flimm nennt sie ein Mal „die putzige Stadt“ – ist der einzige, in dem er an der Kunst oder ihren Umständen verzagt. In den anderen kleinen Schriftstücken erweckt er zu meist ein heiteres Vertrauen in die Kunst, ihre Schöpfer und in das Leben überhaupt. Er erin-

bert sich und uns an allerlei, an seine Kindheit in Köln, sein umbrisches Haus, an „Faust“, „Minna von Barnhelm“, „Emilia Galotti“ und seinen Bayreuther „Ring“ oder an Ruth Berghaus. Das meiste davon – wie Redemanuskripte, Briefe zu Inszenierungen oder Regienotizen – lag bereits geschrieben in Flimms Privatarchiv. Neu für das Buch hat er seine Salzburg-Vision verfasst sowie ein Dramolettchen über die Not des Regisseurs, für alles und jedes einen Geniestreich parat haben zu müssen; dieser kleinen Szene verdankt das Buch den Titel „Die gestürzte Pyramide“ und die aparte Zeichnung von Autorenhand auf dem Deckblatt.

Dieses Textsammelsurium ist kurzweilig zu lesen, meist im Plauderton gehalten, manchmal flapsig. Die schönste Entdeckung darin sind die wenig bekannten Seiten Jürgen Flimms: der famose Wortspieler, virtuose Formulierer und talentierte Erzähler. Und es betrübt, dass ein so witziger und an Erfahrungen reicher Mann – wessen Schuld es auch immer sein mag – in Salzburg gescheitert ist.

Jürgen Flimm: Die gestürzte Pyramide, mit einem Vorwort von Wolf Lipenies, 212 Seiten, Verlag Müry Salzmann, Salzburg 2010.

JÜRGEN FLIMM DIE GESTÜRZTE PYRAMIDE

müry salzmann



SN, 7.6.2010